



# Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:  
Heiligenbeil Ostpr.

Herausgeber:  
Evang. Volksbund

## Ein Lutherwort zum 7. Gebot.

Du sollst nicht meinen, daß das allein gestohlen heißt, wenn du deinem Nächsten das Seine ausführest, sondern, wenn du siehst deinen Nächsten Not, Hunger, Durst leiden, keine Herberge, Schuh und Kleider haben, und hilfst ihm nicht, so stiehst du gleich so wohl, als wenn einer dem andern das Geld aus dem Beutel oder Kasten stiehlt. Denn du bist ihm schuldig zu helfen in seiner Not. Denn deine Güter sind nicht dein, du bist allein als ein Schaffner darüber gesetzt, daß du sie austeildest denen, so es bedürfen. Darum gehören die auch in dies große Register, darin die Diebe geschrieben stehen, so Güter haben und geben nicht denen, so es bedürfen, nehmen sich ihrer Nächsten Notdurft nicht an, gehen vorüber.

## Das Eigentum\*

Du sollst nicht stehlen! 2. Mos. 2, 15.

Am Eingang eines Schloßgartens in Süddeutschland stand vor Jahren eine Tafel mit der Aufschrift: Nur Gebildeten ist der Eintritt gestattet. Die Meisten, die die Aufschrift lasen, traten unbedenklich ein. Sie zweifelten nicht daran, daß sie zu den Gebildeten zu zählen wären, denn sie konnten ja lesen und schreiben und hatten vor allem einen sauberen Rock an. Anders dachte ein bedeutender Gelehrter, der eines Tages den Schloßgarten besichtigen wollte. Er blieb vor der Tafel stehen und fragte sich: Ist dir nach der Aufschrift der Eingang gestattet oder nicht? An Bildung überragte er bei weitem die Masse der ohne Bedenken hineinslutenden Menschen. Aber gerade infolge seiner tiefen Bildung nahm er es mit dem Worte Bildung nicht leicht.

Wir stehen auch vor einer Tafel. Diese Tafel trägt als Aufschrift die Warnung: Du sollst nicht stehlen! Geht uns diese Aufschrift etwas an? Anständige Menschen halten sich beim siebenten Gebot nicht lange auf. Sie schreiten wie jene „Gebildeten“ im Bewußtsein, ehrliche Menschen zu sein, mit leichtem Gewissen vorüber. Aber da naht sich ein ernster Mensch; der wird beim Lesen der Aufschrift bedenklich; er stutzt; nicht weil er sich eines gewöhnlichen Diebstahls bewußt ist, sondern weil er vom Eigentum einen etwas anderen Begriff hat als die Masse der ehrlichen Durchschnittsmenschen. Er liest noch einmal nachdenklich die uralte Inschrift: Du sollst nicht stehlen! und entdeckt dabei, daß in neuerer Zeit mit Bleistift die Worte darunter getrikkelt sind: Eigentum ist Diebstahl. Zuerst entrüstet er sich über die Frechheit des unberufenen Zulases. Aber bald regt ihn das unverschämte Wort doch zum Nachsinnen über das Recht des Eigentums an. — Er war einst ein armer Knabe; seine Eltern konnten nichts für seine Ausbildung tun; früh mußte er sich bei fremden Leuten sein Brot verdienen. Aber durch Ehrlichkeit und harte pflichttreue Arbeit kam er allmählich vorwärts. Er

brachte es zu einer gewissen Wohlhabenheit. — Darf ihm das mit saurem Schweiß redlich erworbene Vermögen jemand mißgönnen? Darf er nicht stolz auf sein Besitztum hinschauen und mit fester Stimme sagen: Das ist mein! das habe ich mir erarbeitet; kein anderer hat einen Verdienst daran; kein anderer ein Recht daran? — Und doch, während er spricht: Das alles gehört mir allein! wird seine Stimme etwas schwankend. Es kommt ihm in den Sinn, daß friedliche Zeiten sein Tun begünstigt haben, daß er ohne den sicheren Schutz einer festen Staatsordnung nicht das hätte werden können, was er geworden ist. So hat er doch unvermerkt beständig Gehilfen bei seiner Arbeit in Anspruch genommen; so verdankt er seinen Besitz doch nicht nur sich selbst.

Das Gefühl der Bescheidenheit, das bei solchen Erwägungen einzieht, wird noch bedeutend verstärkt durch den Gedanken an Gott. Wie schrumpft alles Selbstgefühl zusammen beim Ausblick zu ihm. Wer darf sich gegenüberstellen und selbstbewußt sprechen: Das, was ich erworben habe, gehört mir; kein anderer hat Anspruch darauf? Die staatlichen Gesetze mögen immerhin für das persönliche Eigentum feste Grenzen ziehen; für den frommen Menschen gibt es keine festen Gebietsabgrenzungen. Er fühlt sich nicht mehr als unumschränkter Herr seines Besitzes, sondern als Haushalter; er sieht sein Geld und alles, was er sonst sein Eigen nennt, als ein Lehen von Gott an; als ein Lehen, mit dem er nicht nach Gutdünken schalten und walten kann. Es gibt für den christlich denkenden Menschen keine bestimmte Regel, die ihm vorschreibt, wie viel er hier auf Erden besitzen darf. Eins aber scharf Jesu Geist jedem unbedingt ein: Eigentum im Sinne gemeiner Selbstsucht gibt es für ein rechtes Kind Gottes nicht mehr. Ob jemand über Millionen zu verfügen hat oder über eine ganz kleine Summe, in jedem Fall muß er von dem Gefühl durchdrungen sein: Du bist Gott für die Verwendung deines großen oder kleinen Vermögens verantwortlich.

Wer mit diesem Bewußtsein durchs Leben schreitet, dem wird es vergehen, mit seinem Besitz stolz zu prahlen. Ihn stellt vielmehr der Blick auf das Eigentum beständig vor die ernste Frage: Erfüllst du auch die Aufgabe, die dir mit deinem Vermögen gestellt ist, im Sinne dessen, der beten gelehrt hat, nicht mein täglich Brot, sondern unser täglich Brot gib uns heute? Vor dem Staatsgesetz wird keiner des Diebstahls für schuldig befunden werden, weil er geizig ist; vor Gott wird er als ein schlimmerer Dieb erscheinen als mancher, der wegen Diebstahls gerichtlich bestraft ist.

Doch nicht nur der Geizhals, sondern auch der leichtfertige Verschwender steht vor Gottes Angesicht anders da als vor dem staatlichen Gericht. Wie viele junge Leute versündigen sich schwer gegen das siebente Gebot, wenn sie das, was die Eltern mit saurem Schweiß erarbeitet haben,

eitel oder genußsüchtig vergeuden. Ein Student wurde von seiner Mutter, einer Witwe, unter schweren Entbehrungen auf der Universität erhalten. Zu Hause arbeitete die Schwester von frühem Morgen bis tief in die Nacht hinein ununterbrochen, um dem Bruder das Studium zu ermöglichen. Doch der Bruder, anstatt sich angesichts solcher Opfer einzuschränken, lebte vielmehr üppig in den Tag hinein. Vom Gesetz wird solches Tun nicht bestraft; sittlich denkenden Menschen erscheint es schlimmer als der ehrloseste Diebstahl.

So sieht die Inschrift auf der Tafel: Du sollst nicht stehlen! für ein tiefer schauendes Auge ganz anders aus als für den oberflächlichen Blick. Nicht rechtlich, wohl aber sittlich betrachtet, sind wir alle ausnahmslos Beamte; nämlich Beamte Gottes: Männer und Frauen, jung und alt, arm und reich. Als Beamte aber müssen wir auch beim Gebrauch von Geld und Gut darauf halten, daß wir treu erfunden werden. — Das Geld wird in den Händen gewissenloser Menschen zum bösen Dämon. Wie mit Teufelskrallen packt es das Herz. Aber es braucht nicht diese unheimliche Rolle zu spielen. Auch Silber und Gold sind edle Metalle der großen, herrlichen Gottesschöpfung. Nur die Menschen machen diese Metalle zum ungerechten Mammon. Unsere Sorge soll es daher sein, daß in unseren Händen das Geld nicht zum Dämon, sondern zum guten Engel werde; zum Engel des Lichtes, der Hilfe und Freude zu spenden vermag. Prof. Wilhelm Bithorn.

### Der „Edelkommunist“.

Ostpreussische Erzählung von E. B.

(Fortsetzung.)

Frau v. Henski saß einige Wochen später mit ihrem Mann an einem wundervollen Sonntag-Maienmorgen auf der Terrasse beim Frühstück. Ihre Ähnlichkeit mit dem Bruder war unverkennbar: hochgewachsen wie er, nur daß sie sich aufrechter trug, blickte sie aus blauen Augen götig und fröhlich zugleich in die Welt. Sie wandte ihr frisches Antlitz erstaunt dem Manne zu und deutete nach dem See hin, der unten an den Gutsgarten stieß. Man hörte von weitem eine tiefe Stimme singen. Den Text konnte man nicht verstehen, aber die Melodie war herauszuhören: „Die Wälder, die Seen, der Berge Strand — Masovia lebe, mein Vaterland“ summte Henski mit. „Das war Wilhelm“, rief kopfschüttelnd Frau Henski. „Seit wie viel Jahren habe ich ihn nicht mehr singen hören! Gott sei Dank, der Bann scheint von ihm zu weichen.“ Zärtlich streichelte sie die Hand ihres Mannes: „Das danke ich dir.“

„Ach was“, erwiderte er mit erkünstelter Heiterkeit, die doch keine tiefe Bewegung nicht verbergen konnte, „im Mai singen alle Vögel, auch die mit rotem Gefieder. Ich freue mich über den Putt“ — so war der Pommer im Regiment im vertrauten Kreise genannt worden — „daß er Wilhelm ausgezeichnet zu nehmen weiß. Die anfängliche Zurückhaltung Wilhelms ihm gegenüber ist gewichen. Er war gestern Abend gleich zu der Kahnfahrt für heute Morgen bereit, als ihn Putt dazu aufforderte.“

„Merkwürdig, wie Max zu Puttkammer auch immer zutraulicher wird, je näher dieser Wilhelm kommt.“

„Kunststück! Der Bengel ist ja in seinen Dunkel Wilhelm so vernarrt, daß er jeden nur danach beurteilt, wie er sich zu Dunkel Willi stellt.“

„Ich muß aber auch wirklich Wilhelm bewundern, welchen Einfluß er auf das Kind hat. Früher war er zu seinen Spielkameraden manchmal recht häßlich, so der richtige „Junter“, wie das Wilhelms frühere Parteibrüder nennen, der nur kommandieren, aber von seinem Apfel nichts abgeben wollte. Aber seitdem ihm Wilhelm im Winter immer vor dem Abendbrot biblische Geschichten erzählt hat, wie gut der Herr Jesus zu allen Menschen gewesen ist, ist der Junge ganz anders geworden.“

„Auch ich bin deinem Bruder dafür aufrichtig dankbar. Doch sieh, da kommt Putt —“

Puttkammer küßte höflich der jungen Frau die Hand und setzte sich, eine Melodie summend, zu dem Ehepaar. Lachend schlug ihm Henski auf die Schulter: „Soweit man bei deinem stets falschen Singen die Melodie erkennen kann, müßt du dich mit dem Archibald Douglas ab.“

„Ja, Herrschaft, daran habe ich denken müssen: „der ist im tiefsten Herzen treu, der seine Heimat liebt wie du“. Gewiß ist euer Masurenland schön, aber diese Heimatliebe

bei eurem Edelkommunisten ist einfach ergreifend. Immer neue Schönheiten entdeckt er und wies mich auf sie hin: Sehen Sie diesen Waldhang, wie der sich im See spiegelt. Sehen Sie dort das Farbenspiel, den blauen See, den grünen Schilfranz darum, die weißen Wölkchen darüber! Und dann zog er die Kuder ein, summte es erst leise, dann immer lauter, sodaß ihr es wohl gehört habt — die beiden nickten — euer Masurenlied. Ich habe eine Idee. Er muß morgen bei der Versammlung im Wirtschaftssaal auch zu den Leuten etwas über die Abstimmung sagen. Wie ich so heraushöre, haben sie zu ihm ein grenzenloses Vertrauen.“ —

Die Versammlung am Montag war überfüllt. Ein Herr aus der Kreisstadt hielt die übliche Rede, daß am 11. Juli keine Stimme für Polen abgegeben werden dürfe. Der Ortspfarrer sprach ein paar herzliche kräftige Worte. Da meldet sich der alte Kabuschewski, ein bekannter Mörgler, der von der Revolution mehr für sich erwartet hatte, zu Worte. Ihm war im Frühjahr von Henski zu Martini gekündigt worden, weil er die Leute immer aufhetzte, faul bei der Arbeit war und seinem Namen allzu viel Ehre machte, nämlich das „Kabuschen“, Stehlen von Getreide vom Speicher zu oft betrieben hatte und dabei mehrfach, auch von Moshöfer, beklappt worden war.

Die Leute grinsten zuerst, als er in seinem unbeholfenen Deutsch zu reden anfing. Aber wie solch eine „Volks“-Versammlung nun einmal ist, sie spitzten doch die Ohren, als er aus einem Flugblatt der Polen allerhand Versprechungen vorlas. Freilich wurde er unsicher, als aus einer Ecke eine grollende Stimme — es war der alte Oberinspektor Skrodzki — ihm zurief: „Alter Spitzbube, geh doch nach Polen. Da haben die Kabuschewski noch einen Kollegen mehr.“ Schallendes Gelächter auf allen Seiten. Aber der alte Kerl änderte nun seine Redeweise. „Selbstverständlich will ich auch nicht für Polakei stimmen. Aber was geben die Herrns dafür, wenn wir Arbeiter für euch den richtigen Zettel abgeben? Die polnischen Gutsbesitzer kündigen keinem alten Mann, und von jedem Gut könnte doch für uns arme Leute ein Stück Land abgegeben werden.“ Ein Gemurmel, das nach vorsichtigem Beifall klang, war hier und da zu vernehmen.

Da sprang, hochrot im Gesicht, der Edelkommunist auf den Rednerplatz. Alles wurde still. Manch einer, der von der politischen Vergangenheit des Moshöfer etwas wußte, wurde aufs Höchste gespannt. Die Arbeiter und Eigenkätner hofften, er würde für sie etwas rauszuschlagen suchen, die Bauern und Besitzer fürchteten, er würde eine politische Rede halten.

Aber es kam anders. „Brüder“, fing er an. „Ihr wißt, wenn ich euch so anrede, dann fühle ich auch so. Brüder, wir sind Deutsche, alle Deutsche, auch diejenigen, die unter sich hier masurisch sprechen. Und wenn Brüder zusammen sind, die ihr Vaterhaus verteidigen wollen, dann fragen sie nicht erst einander, was einer dem andern für den Schutz des Vaterhauses geben will, dann gehen sie einfach hin und schützen ihr Vaterhaus, weil das für anständige Brüder etwas ganz Selbstverständliches ist. Und wenn unser Dorf und unser See und unser ganzes Masurenland nicht mehr deutsch wäre, und wir wären schuld daran, dann wären wir die größten Verräter und verdienten den Tod! Brüder — unsere Heimat hoch! hoch! hoch!“ Donnernd fielen die Leute in das Hoch ein, und mit einem gewaltigen „Deutschland über alles“ ging die Versammlung auseinander. Am demselben Abend schrieb Puttkammer an seine Angehörigen nach Pommern: „Wegen der Abstimmung in Masuren braucht ihr euch nicht zu sorgen. Die Leute hier sind deutsch bis auf die Knochen.“

Wie überall in Masuren brachte der 11. Juli einen Strom von Abstimmern auch nach G. In jenen Tagen flammte das Feuer deutscher Vaterlandsliebe, das 1914 zum Himmel emporgelohet war, wieder in seiner ganzen Kraft auf. Die Lügen der ganzen Welt, die Not und Länge des Krieges, die Weltverbrüderungsgedanken hatten sich wie dicker Schlamm auf das Feuer gelegt, daß es nur noch in den einzelnen Herzen hie und da wie unterirdische Glut schwelte. Die Abstimmung in Masuren, jenem Landstrich, den „im Reich“ viele vor dem Kriege kaum gekannt, jedenfalls als minderwertig angesehen hatten, war wie ein Frühlingsturm, der dort im Süden Ostpreußens aufsprang und die erstickende Decke wegriß.

(Schluß folgt.)

# Gustav Adolf-Bote für die Ostmark

Blatt des Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung in Königsberg.

Jahrgang 35.

Schriftleiter: Hr. Brunau in Königsberg Pr.

Nummer 8

## Unsere Pflingts-Gemeinde in Brasilien.

Dem Ostpreussischen Hauptverein der Gustav Adolf-Stiftung ist eine Gemeinde in Südbrasilien, im Straate Santa Catharina, als Pflingts überwiehen. Sie heißt Neu-Breslau und liegt inmitten des großen Ansiedlungsgebietes, das von der deutschen hanseatischen Kolonisationsgesellschaft besiedelt wird. Der Name Neu-Breslau läßt erraten, daß dort zu einem großen Teil Schlesiern angestiedelt sind. Sie ist deshalb auch dem Schlesiern Hauptverein zur Unterstützung empfohlen. Ihr Pfarrer heißt Brannies. Der Name verrät ostpreussische Herkunft, und weil er aus Ostpreußen stammt, ist der ostpreussische Hauptverein gebeten worden, dieser Gemeinde sich anzunehmen. Die Gemeinde zählte bei ihrer Gründung vor wenig Jahren 250 Mitglieder, die sich verpflichteten, Gemeinbeiträge zu zahlen. Sie waren neu angezogene Kolonisten, die in den ersten Jahren schwer schaffen müssen, um sich über Wasser zu halten. Als sie nun einen Pfarrer anstellten, mußten sie auch ein Pfarrhaus bauen. Und wenn auch noch keine Kirche gebaut wurde, so mußten doch Räumlichkeiten für den Gottesdienst hergerichtet werden. Das kostete Geld, viel Geld, mehr als zur Verfügung stand, und es mußten Schulden gemacht werden. Zwar hatten der Evang. Oberkirchenrat in Berlin und die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft namhafte Beihilfen gewährt, aber doch nur für etliche Jahre. Dann sollte die junge kleine Gemeinde aus eigener Kraft sich weiter helfen. Sie rechnete auf Zuzug neuer Ansiedler und die Lasten hätten sich dann auf mehr Schultern verteilt. Aber die Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Sie hat heute erst 279 Mitglieder und muß jährlich 7500 Mk. d. h. etwa 17 200 RM. aufbringen und eine Bauschuld von 7000 Mk. mit 10 Prozent verzinsen und in den nächsten Jahren abtragen. Das ist hart und schwer. Und doch wollen jene Ansiedler ihre Kirche und die Predigt des Wortes Gottes. Sie können ohne es nicht leben und bringen große Opfer. Jetzt hat die Gemeinde sich mit einem Bittschreiben um Hilfe an den Ostpreussischen Hauptverein gewandt. Eine, wenn auch nicht sehr große Gabe, ist schon nach Brasilien überwiehen. Wir aber geben jene Bitte weiter. Wer hilft jenen armen Ansiedlern und dem Pfarrer aus Ostpreußen, daß sie aus ihren Gemeindefschulden herauskommen?

Br.

## Aus Oberschlesien.

Von Kirchenpräsident D. Voß-Kattowitz.

In Oberschlesien gab es früher frisches evangelisches Leben. Schon seit 1524 hat ein evangelischer Glaubensheld, Herzog Georg von Brandenburg-Jägerndorf, das Evangelium in Oberschlesien verbreitet. Das Land erlebte damals eine Blüte des Bergbaues; aber das Vornehmste war die Einführung der evangelischen Religion. Als der Herzog im Jahre 1543 starb, war in seinen Herrschaften ohne Zwang und Gewalt der evangelische Glaube allgemein geworden. Während des dreißigjährigen Krieges wurden im Jahre 1639 alle Kirchen bis auf eine wieder katholisch gemacht; 1648 wurde die Gegenreformation in diesem Sinne beendet. Das evangelische Leben war grausam zerschlagen. Aber auch in jener Zeit finden sich evangelische Spuren. 1683 schreiben die Jesuiten: „Sonntäglich sammeln sich 700 Bewaffnete in den Wäldern des Pleß.“ Das war der Kirchgang der Evangelischen. Heimlich wurden die Kinder im evangelischen Glauben unterwiehen, Zufluchtskirchen jenseits der Grenzen wurden trotz weiten Wegen gern besucht; aber auch diese wurden später den Evangelischen genommen, mehr als 120 in einem Menschenalter. Da kam ein Glaubensheld aus dem Norden, Karl XII., der dem Lande sechs Gnadenkirchen schenkte. Zu unauslöschlichem

Dank ist Oberschlesien Friedrich dem Großen verpflichtet, der die Freiheit der Glaubensausübung ins Land brachte. Nun kam eine neue Blütezeit. Es ging vorwärts von Jahr zu Jahr.

Als Friedrich der Große das Land erobert hatte und die Evangelischen ihres Glaubens leben durften, war eine Gemeinde gegründet, deren Geschichte besonders bedeutungsvoll ist: Anhalt im Kreise Pleß. Die Väter der Gemeinde wohnten im damaligen galizischen Polen, das heute auch wieder zu Polen gehört. Die deutschen Evangelischen durften dort weder ihres Volkstums noch ihres Glaubens leben. Bezeichnend war, daß der dortige katholische Pfarrer seine beiden Hunde „Luther“ und „Calvin“ nannte. — Die Väter der Anhalter waren in den schlesischen Kriegen, einige zum ersten Mal seit langen Zeiten, beim evangelischen Gottesdienst des Feldpredigers Friedrich des Großen. Sie trugen ihm ihre Nöte vor, und er brachte die Sache vor den Minister des Königs. Darauf gab Friedrich im Jahre 1770 den Befehl, daß aus Pleß eine Schwadron Husaren hinüberreite mitten im Frieden und die Evangelischen mit Hab und Gut ins Preussische hole. Das damalige Landesheer wurde verpflichtet, ihnen Häuser zu bauen; jener Feldprediger wurde der erste Pfarrer der Gemeinde. Uns ist es eine liebe Erinnerung, daß dieser der Vater des großen Theologen Friedrich Schleiermacher war. Mit anderen Gemeinden zusammen ist die Gemeinde Anhalt eine Insel inmitten der polnisch-katholischen Flut. — Im Jahre 1920 hat während des polnischen Aufstandes der Haß der katholischen Polen, von ihrem Pfarrer geschürt, die Brandsackel in dieses Dorf hineingeschleudert. Wie damals die Menge gewütet hat, geht daraus hervor, daß man zunächst weder Mensch noch Vieh aus den brennenden Häusern herauslassen wollte; sobald einer herauswollte, wurde er erschossen. Der evangelische Pfarrer war von den Aufständischen ergriffen und mußte von der Landstraße aus dem Brande zusehen. Als der katholische Pfarrer daherkam, rief ihm der evangelische zu: „Da sehen Sie, was Sie angerichtet haben; wenn Sie überhaupt ein Herz haben, dann setzen Sie durch, daß wenigstens die Leute und das Vieh gerettet werden.“ Das ist dann geschehen. — Mit Hilfe der Brüder, auch des Gustav-Adolf-Vereins, ist das Dorf wieder aufgebaut worden und ist schöner und stattlicher denn je. Die Gemeinde hält zusammen und wird treulich versorgt. Ein Knabenwaisenhaus ist wieder in Blüte, so daß wir in diesem Jahr anbauen mußten, da es nicht mehr reichte. Jeder, der heute in diese Gemeinde kommt, sieht mit Staunen und Freude, wie die Ueberlieferung von Väternzeiten her dort noch lebendig ist und wie man das Andenken der frommen Väter ehrt in christlicher Sitte.

Heute sind die evangelischen Gemeinden Oberschlesiens wieder in schlimmster Not. Aber — ich darf es bezugen — unsere Gotteshäuser stehen noch alle; in allem wird bis auf diesen Tag das Evangelium verkündet; wir brauchen noch nicht abzubauen. Unsere Gottesdienste sind besucht wie je zuvor. Leere Kirchen kennen wir nicht. Die Gemeinden sind viel kleiner geworden; aber noch füllen sie die Kirchen. Wir haben eine Jugend, in der es sich regt für das Evangelium, die sich bewußt unter die Königsherrschaft Jesu stellt. Die Gemeinden haben in übermächtiger polnisch-katholischer Umgebung eine Anziehungskraft, die uns sogar neue Mitglieder zuführt. 1922 fanden 70, 1926 120 Uebertritte statt bei wenigen Austritten. So geht auch jetzt fröhlicher Dank durch unsere Herzen.

Unsere Lage ist freilich traurig verändert. — Ach, was für eine Freude war es während der Blütezeit vor dem Weltkrieg und bis in diesen hinein, in einer evangelischen Gemeinde Oberschlesiens zu stehen! Die Gemeinden wuchsen, wurden stark; manchmal hatte man kaum den Eindruck,

in der Diaspora zu leben. Viele Gemeinden waren der Fürsorge des Gustav-Adolf-Vereins schon entwachsen. Sie konnten ihre Hand austun und selbst die Diaspora stärken. Die Gemeinden wuchsen durch den gewaltigen Aufschwung der ober-schlesischen Industrie, an dem das deutsche und evangelische Element wesentlichsten Anteil hatte. Allerdings brachte dieser Aufschwung auch manchen Nachteil für das kirchliche Leben. Der von Polen her hereingetragene und geschürte nationale Kampf (vor 40 bis 50 Jahren war in Oberschlesien keine Rede von Hinneigung zu Polen) förderte und vertiefte den Zusammenschluß der durchweg evangelischen Deutschen; unsere Gemeinden galten als Horte des nationalen Lebens im Lande und stellten die zuverlässigsten Staatsbürger. Das kirchliche Leben gewann mehr und mehr an innerer Kraft.

Dann kam die Zeit der Abstimmung. Die Jahre vorher unter der internationalen Verwaltung haben wir Deutschen in einer Leidensgemeinschaft miteinander gestanden. Das siebenfache Wehe von Römer 8, Trübsal und Angst, Verfolgung, Hunger und Blöße, Fährlichkeit und Schwert, haben wir erfahren. Auch über unsere evangelischen Pfarrhäuser ist es ergangen. Die evangelischen Gemeinden galten als die größten Feinde. Alles hätten wir ertragen, wenn uns der furchtbare Schlag erspart geblieben wäre, daß der beste Teil Oberschlesiens an Polen überwiesen wurde. Die Heimat wurde für die dadurch Betroffenen zur Fremde. Wer fühlt mit, wach ein Schmerz das ist?

Aber wir verzagen nicht. — Es bleibt die Hoffnung, wenngleich äußerlich alles hoffnungslos ist und die Nöte riesengroß geworden sind. Nicht mehr steht hinter uns das alte, schöne, große Vaterland. Nicht mehr steht hinter uns die große Mutterkirche. Unsere Gemeinden sind klein geworden. Viele mußten hinaus aus dem Lande, z. B. alle Beamten. Jetzt geht man planmäßig in der Industrie vor. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre, daß bei einer Versammlung, die zu Ehren französischer Bischöfe 1924 auf dem Marktplatz in Pleß stattfand, ein französischer Bischof sagte: „Was für eine Fülle von Kultur hat Polen in zwei Jahren ins Land gebracht.“ Es geht rückwärts mit der Industrie. Sie wird planmäßig entdeutsch. Die leitenden Beamten, die überwiegend evangelisch sind, werden einer nach dem andern hinausgedrängt. In einzelnen Gruben und Hütten werden Arbeiter entlassen; zuerst immer Deutsche. Das spüren unsere Gemeinden aufs härteste; sie schmelzen zusammen und werden immer ärmer; die große Mehrzahl kann kaum noch das Nötigste für laufende Ausgaben bestreiten. — Wenn auch die Not ungeheuer ist, so glauben wir auf Hoffnung.

Und die Liebe bleibt, wenn wir auch umgeben sind von lauter Haß und tiefstem Mißtrauen. Alles Evangelische wird verfolgt; besonders schmerzlich ist es, daß wir auch von den evangelisch-polnischen Glaubensgenossen Kongresspolens mit Haß behandelt werden. Aber die Liebe bleibt in den Gemeinden. Die Gemeindeglieder halten fester denn je zusammen. Und wir erfahren die fürsorgende Liebe der Glaubensbrüder. Segensströme sind durch den Gustav-Adolf-Verein ins Land geflossen; ohne diese wären unsere Gemeinden längst zuschanden geworden.

Wir in dem abgetrennten Gebiet geloben Treue zu halten. Grenzen sollen uns nicht trennen; wir wollen halten, was wir haben, unseren evangelischen Glauben und unser Volkstum, und sie unsern Kindern und Kindeskindern weitergeben. Und euch drüben bitten wir: Haltet auch ihr uns die Treue!

### Eine Gabe aus Oesterreich.

Der Gustav-Adolf-Verein ist gewohnt, Gaben nach Oesterreich zu senden, um dort der Not evangelischer Gemeinden zu steuern. Jetzt ist ihm einmal eine Gabe aus Oesterreich zuteil geworden, an der auch alle Freunde der Gustav-Adolf-Arbeit sich werden freuen können, wenn sie sie in die Hand bekommen. Das Kuratorium für evangelische Jugendpflege in Wien hat nämlich durch den gelehrten Pfarrer von Bad Aussee in der Steiermark D. Dr. Friedrich Selle **Das Schicksalsbuch der evangelischen Kirche in Oesterreich**, ein Lesebuch ihrer wichtigsten Urkunden und Zeugnisse für ihre Bekenner, herausgeben lassen.\* Es trägt die Widmung:

Dem treuesten Helfer der österreichischen evangelischen Diasporakirche, dem Gustav-Adolf-Verein, als Dank für die seit seinem Bestehen zum ersten Mal in Oesterreich, in Graz, Steiermark vom 27. bis 30. September 1927 stattgefundene Hauptversammlung gewidmet vom Kuratorium für evangelische Jugendpflege in Wien und vom Verfasser. Nach den einzelnen Landesteilen geordnet, zieht die Geschichte der Reformation und Gegenreformation und damit die Geschichte ihres Leidens und Kampfens um ihr Glaubensgut vor unserm geistigen Auge vorüber. Glaubensmänner und Märtyrer reden zu uns aus ihren überlieferten Urkunden und Zeugnissen. Darum ist es auch nicht ein gelehrtes Buch, sondern ein Volksbuch geworden, in dem man mit immer neuer innerer Stärkung lesen kann.

Für Leser in Ostpreußen ist besonders wertvoll der Abschnitt über Salzburg. Leben doch heute noch viele Tausende von Nachkommen jener Salzburger, die um ihres Glaubens willen Land und Heimat und Hab und Gut verließen, in unserer Mitte. Sie werden eine für sie besonders wertvolle Darstellung der Glaubensverfolgung und der Glaubensstreue ihrer Väter finden, bis dann eines preußischen Königs Huld ihnen eine neue Heimat schenkte.

Ein Abschnitt aus dem Buch möge folgen, um unsern Lesern einen Eindruck von dem zu geben, was das Buch ihnen bietet. In der Schilderung der Glaubenskämpfe in Oesterreich finden wir den Abschnitt: **Seltzame Büchererfände**.

— — „Ein Hausbesitzer hatte eine sorgfältig gedeckte Mauernische für die Bücher so angebracht, daß die offenkundige Tür die ganze Mauerfläche, in welcher die Nische sich befand, bedeckte. Er rechnete (und wie die Folge lehrte, ganz richtig) darauf, daß bei Hausjuchungen der Wächter, welcher an die offenkundige Tür postiert wurde, ihm seine Bücher bewahren müsse!

In einem Hause (in der Viehtau) war der Bergungsort im Stalle unterhalb der Futterkrippe einer Kuh. Hiermit war die nun allerdings nicht schwer zu lösende Aufgabe verbunden, eine störrige Kuh für diesen Standort zu wählen und sie noch störriger zu machen, so daß außer den Hausbewohnern niemand zur Krippe sich vorwagen durfte.

In einem andern Hause waren die Bücher stets im Heu versteckt und die den Zugang ermöglichenden losen Bretter also gelegt, daß ein nicht Eingeweihter einige Schritte von dem Verstecke in den unterhalb befindlichen Hüttenraum fallen mußte. Gesah auch einem der Visitatoren, obgleich der Bauer ihn vorher gewarnt hatte.

In dem alten Hause der Familie Lederer in Ruhaus war der ganze Raum zwischen dem oberen horizontalen Torpfosten und der Gewölbspannung des Hüttentores hohl, auch im Boden des Hüttenraumes ein Versteck angelegt und ein großes (jetzt noch vorhandenes) Scheit, das stets zwischen anderen auf dem Holzstoße lag, geschickt ausgehöhlt. Die oftmals im Hause wie im Garten vorgenommenen Hausjuchungen waren erfolglos.

Gleich der Familie Lederer war auch die Familie Pfundner in Wiesen im Jahre 1772 als des Luthertums verdächtig in Ort bei Gmunden gefangen gesetzt worden.

Nach einer erfolglosen Hausjuchung im Hause des letzteren glückte es bei der zweiten Hausjuchung, in dem ausgehöhlten Holzblocke, auf welchem der rechte Fuß des Futterhauers während seiner Arbeit ruhte, zwei evangelische Bücher aufzufinden. Erst eine dritte Hausjuchung am 1. Oktober 1772 war von Belang. Der berichterstattende Augenzeuge erzählte: „Im Walde nächst des Pfundners Haus fand in einer mit Grasresten überdeckten Truhe 18, sodann zu Hause unter einem Scheiterstoß in einer Rinde eingehüllter 2, und in der alten Mutter Bett wieder 3 Stück lutherische Bücher gefunden worden. Weitere 3 Stück hatte die Alte, welche tags vorher aus dem Gefängnis entlassen worden war, vorher auf die Seite geräumt, endlich solche auf vieles Zureden einbekennet!“

In dem Hause des Wagners in der Wasserstube befindet sich eine wohlerhaltene große Bibel, welche ein halbes Jahr lang zu Obertraun im Halbsträttersee, d. h. wohlverschlossen in einem Fäßchen, versenkt war.“

Erstienen im Fischeverlag Berlin N. W. 7. 1928, in Leinen gebunden 6,50 RM.

# Für unsere Kinder

Herausgegeben als Beilage zum Evangelischen Volksblatt für die Ostmark.

## Die Treue.

Ein Wort steigt hoch vom Himmel her,  
schlicht das Gewand, doch inhaltschwer,  
so weich, doch wie granitner Stein.  
Was mag das für ein Wort wohl sein?  
— Die Treue!

Ein Licht bricht durch die Finsternis,  
verseucht der Dunkel Kimmernis.  
Die Träne blüht im Hoffnungs-Schein.  
was mag das für'ne Kraft wohl sein?  
— Die Treue!

Der Treue Gottes klingt mein Lied,  
die wandend nie vom Menschen schied;  
denn Gott ist ewig, ewig treu!  
Drum rühmen werd' ich stets auf's neu  
— Die Treue!

## Deiner Mutter Hände.

Deiner Mutter Hände sind ein Heiligtum, auch wenn sie rauh und rissig sind, denn diese Risse und Falten sind um deinetwillen da, und manche Träne aus deiner Mutter Auge ist auf diese Hand getropft.

Die Hände haben deine ersten Kleidchen genäht und haben ohne Murren die Böcher gestopft, die du im jugendlichen Ungeßüm gerissen hast.

Die Hände haben deine ersten Schritte ins Leben gelenkt und haben dich vor manchem Fall bewahrt, sie haben die kleinen kindlichen Sorgen dir von der Stirn gestrichen und sind des Abends dir kosend übers Haar geslitten, sie haben deine kleinen Hände zum ersten Gebet dir gefaltet, und heilige Wünsche und bange Zukunftsträume sind dabei durch deiner Mutter Seele gegangen.

Von deiner Mutter Hände spannen sich goldene Fäden nach deinem Herzen und halten es fest und leiten es gute Wege. Es mögen Berge und Täler, Meere und Wälder zwischen dir und deiner Mutter liegen, du fühlst dennoch diese Bande und weißt, daß deine Mutter stets bei dir ist.

## Die Henne.

Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten, und steinigest, die zu dir gesandt werden, wie oft habe ich wollen deine Kinder versammeln, wie eine Henne ihr Nest unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt. (Lukas 13, 34.)

Heute stellt uns der Herr Jesus ein Bild vor Augen, das uns allen vertraut und lieb ist: die Gluckhenne mit ihren Küchlein. Wer von euch je Gelegenheit gehabt hat, auf dem Lande eine Gluckhenne mit ihrer Kinderfchar zu beobachten, der weiß, was für eine sorgsame Mutter sie ist. Unermüdtlich sucht sie Futter für ihre Kleinen, zeigt dem einen ein Körnlein hier, dem andern ein Krümchen da. Jedes einzelne soll zu seinem Rechte kommen.

Aber noch eins will bei der Gluckhenne beachtet sein. Ein Wort müssen wir besonders unterstreichen. Der Herr Jesus sagt: „Wie oft habe ich euch sammeln wollen, wie eine Henne ihr Nest sammelt unter ihre Flügel“. Das ist die große Kunst der Henne, daß sie ihre Kinder immer beisammen hält. Rechenstunde hat sie nie gehabt, und zählen hat sie nicht gelernt. Und doch gibt sie sich nicht zufrieden, bevor sie nicht in Augenblicken der Gefahr und am Abend all ihre Küchlein beisammen hat. Aus den vielen macht sie eine Einheit. Es ist nicht Zufall, daß der Herr Jesus das zusammenfassende Wort braucht „ihr Nest“. Unter den Flügeln der Henne finden sie alle Platz, finden sie alle Schutz. Unter den warmen Flügeln der Henne können sie nicht vergessen, daß sie zusammengehören, und daß die Gluckhenne der lebendige Mittelpunkt ist, um den sie sich alle scharen. Wirklich ist das kleine Hühnervolk ein Muster von Gehorsam. Wohl ginge das eine oder

andere von den kleinen, flinken Tierchen gern einmal auf Entdeckungsreisen aus, um dies oder das genau zu erforschen; etwa wie es in der großen Tonne aussieht, die da für das Regenwasser aufgestellt ist, — oder was das für lärmende Wagen sind, die draußen vor dem Hofstore auf der Landstraße vorüberfahren. Aber die Henne braucht nur einmal zu rufen, da eilen alle Küchlein auf die Mutter zu. Und wenn eins unversehens durch den Zaun getrocken war und nun von den andern getrennt ist, da sucht es mit sichtlichem Eifer, bis es den Durchgang wieder gefunden hat, um mit den andern unter die ausgebreiteten Flügel der Glucke zu schlüpfen. Die Henne und ihr Nest, die gehören zusammen, das ist eine Einheit.

So sollte es auch sein in jeder Familie. Die Eltern der Mittelpunkt, auf den alle Kinder schauen. Und die Geschwister untereinander einig. Nicht jedes seinen eigenen Weg laufen, nicht jedes seine Sonderwünsche haben. Gehorsam gegen die Eltern ist der Weg zum Frieden und zur Eintracht unter den Geschwistern. Nur nicht vergessen, daß Brüder und Schwestern zusammen gehören. Auch später nie vergessen, daß man als Bruder und Schwester in den Kinderjahren um den gleichen Tisch herumsaß und unter dem gleichen Weihnachtsbaum stand. Nie vergessen, daß in der frühesten Kindheit eins nach dem andern seinen Lieblingsplatz auf dem Schoße der Mutter hatte, und daß die Mutter sich mit gleicher Liebe über jedes Bett der Kinder beugte und betete. Geschwister gehören zusammen und bilden eine Einheit.

Und weiter denke an die Schulkasse, in welche du hineingehörst. Was für eine Not macht es auf einem Schulspaziergang oft dem Lehrer, wenn einzelne Kinder oder einzelne Gruppen vorauslaufen oder zurückbleiben. Wieviel Behagen und Freude geht für die Gesamtheit verloren, wenn um einiger willen geist oder gewartet werden muß. Es liegt so viel daran, daß sich die Klasse um den Lehrer schare und eine Einheit bilde.

Der Herr Jesus aber denkt nicht bloß an den Geschwisterkreis und nicht bloß an die Schulkasse, wenn er uns das Bild der Gluckhenne vor Augen stellt und spricht: „Ich habe euch sammeln wollen“. Er denkt an alle, die sich die Seinen nennen und zum lieben Gott halten. Er denkt an alle, die den Ruf der Glocke hören und das Gotteshaus besuchen. Hoffentlich besucht ihr Kinder doch den Kindergottesdienst. Gleichviel ob ihr einer großen Stadtkirche angehört mit hohem Turme oder einem kleinen Kirchlein mit altem Giebel in ländlicher Gegend, allüberall sammelt sich die Gemeinde der Kleinen und der Großen unter dem Kirchendache, wie sich die Küchlein sammeln unter den Flügeln der Henne. Allüberall ertönt die Glocke, bittend, lockend, warnend. Habt ihr schon bedacht, daß die zwei Worte „Glocke“ und „Glucke“ im Klange einander so ähnlich sind? Sammeln will die Glocke die einzelnen und sie zur Einheit verbinden. In vielen Kirchen sind die Kinder des Kindergottesdienstes eingeteilt in einzelne Gruppen, deren jede eine Helferin oder einen Helfer hat. Auch diese rufen und locken freundlich und ernst, dringlich und mild. Sie wollen ihre Kinderfchar beisammenhalten. Keins soll verloren gehen. Laßt ihr euch sammeln, Kinder, und beisammenhalten? Der Herr selbst ist es, der euch ruft. Das Bild der Gluckhenne hat er uns heute vor Augen gestellt, die jedes einzelne ihrer Kinder treulich versorgt und sie alle umfaßt und sammelt zu einer Einheit. Es ist des Herrn Wille, daß wir nicht jedes einzeln unsern Weg gehen, sondern uns sammeln lassen. Laßt uns solchem Willen nicht widerstreben und zuwiderhandeln. Denn schlimm wär's, wenn der Herr zu uns einst spräche, wie er im Schriftwort zu Jerusalem spricht: „Ich habe gewollt. Aber ihr habt nicht gewollt.“ Amen.

NB. Aus dem feinen Büchlein von Pfarrer Richard Schulze *Sehet die Vögel unter dem Himmel an*, Hausandachten für Eltern und Kinder. Verlag von E. Ludwig Angelen in Dresden-A. Preis 75 Pf. Allen Eltern zur Anschaffung bestens empfohlen.

## Die Rache.

Es lebte einmal auf dem Hofe Kinnardalur ein Mädchen, das überall durch seine Häßlichkeit berühmt war. Keiner konnte sie daher leiden, denn sie sah zum Fürchten aus. Ihre Schwester Jnggerd aber war wunderschön und war älter. Außerdem hatte die häßliche Egidilde noch einen Bruder, der hieß Dieter. Er hatte trotzige blaue Augen und gelbblonde Haare und war der Jüngste. Aber er heiratete zuerst und zwar Fria vom Honnenstein. Der Honnenstein war eine ganz kleine, mit Klüften besäte Halbinsel. Als Fria zum ersten Mal in Dieters Haus kam und Egidilde am Rocken sitzen sah, entfloß sie erschrocken und sagte, sofern Egidilde nicht aus dem Hause käme würde sie gehen, Dieter hätte nur zu wählen. Der liebte aber seine schöne Frau mehr als seine häßliche Schwester und machte, daß Egidilde in einem abgelegenen Raum wohnen mußte.

Eines Tages hatte Egidilde sich zum Fenster hinausgelehnt und sah über den weiten Hof und die Ställe bis zu den Klippen des Honnenstein. Sie ballte die Faust und schüttelte sie gegen Frijas Heimat. Unten beim Brunnen stand eine Magd, die Wasser schöpfte. Als diese Egidildes geballte Faust sah, erschrak sie so, daß ihr der Eimer ins Wasser fiel, und sie lief davon, denn sie dachte, Egidilde wäre eine böse Hexe, die sie verzaubern wollte. Nach Stunden erschien Dieter bei Egidilde und sagte: „Es geht nicht mehr, Schwester, sie halten Dich für eine Hexe. Entweder mußt Du fort oder unsere Dienstleute und Fria! Geh Du! Ich weiß eine Hütte im Wald, da sollst Du wohnen. Aber zeig Dich niemand, sonst kannst Du getötet werden. Ich bring Dich jetzt noch hin.“

„So?“ erwiderte Egidilde, „einfach hinaus wirft man mich! Aber ich gehe schon! Ja, ich gehe, hab nur keine Angst! Aber wenn ich mich rächen kann, tu ich's. Ihr seid eine schändliche Verwandtschaft!“

Dieter aber kehrte sich nicht an ihren Redeschwall. Er spannte sein schlechtestes Pferd vor eine alte Karre, darauf er den Rocken, ihre Bettstatt und ihre übrigen Habseligkeiten lud. Sie selbst setzte sich vorne auf den Wagen, Dieter ging nebenher. Höchst erleichtert sahen Jnggerd und Fria der Ausziehenden nach. Nun war die „Hexe“ fort.

Nach stundenlanger beschwerlicher Fahrt hielt die Karre endlich an einer Waldhütte. Dieter stieß die Türe auf und lud den Wagen ab. Als er alles hineingetan hatte, war es fast Mitternacht. Er ging aus dem Haus, ohne sich nach seiner Schwester umzusehen und sagte nur: „Behalt das Fuhrwerk, leb wohl!“ Dann eilte er, daß er aus dem Walde kam.

Egidilde tat zuerst gar nichts. Sie stand an dem kleinen morschen Fensterchen und dachte an nichts anderes als an ihre Rache. Aber ihr fiel nichts ein, so schnell konnte sie ja nichts ersinnen. Sie warf sich auf ihr Lager und vergrub den Kopf im Stroh, denn ihr war es, als ob tausend böse Geister um sie schwebten. Es wäre nicht so schlimm gewesen, wenn sie gute Gedanken gehabt hätte, aber mit den Racheplänen mußte sie sich doppelt elend fühlen. Sie verbrachte eine unruhige Nacht. Oft wachte sie, von gräßlichen Träumen gequält, auf und morgens war ihr so übel, daß sie garnicht aufstand.

In den ersten Tagen empfand Fria und Jnggerd Egidildes Abwesenheit als eine Wohlthat, bald aber machte sich Jnggerd Gewissensbisse. Warum soll denn ein häßlicher Mensch ein böser sein? Fria aber machte sich gar keine Gedanken über Egidilde, sie dachte überhaupt nur an sie, wenn sie an dem dichten Wald vorbeifam. „Da darf ich nicht hinein, da wohnt die Hexe,“ dachte sie dann. Eines Tages aber hatte sich Fria doch verirrt. Sie kam an einer Seite des Waldes hinein, die sie nicht nicht kannte, und fand nicht mehr heraus. Zu allem Unglück fing es nun auch noch zu hageln an. Endlich bemerkte Fria eine Hütte vor sich. Unbekümmert trat sie ein und fragte die Gestalt, die da im Dunkeln saß, ob sie nicht das Wetter abwarten dürste. Die erwiderte ihr leise: „Bleib denn, Fria, du kannst dir an meinem Herd die Kleider trocknen.“ Sie fuhr erschrocken zurück, sie erkannte die Stimme. „Egidilde?“ fragte sie erstaunt. „So heiß ich, ja, tritt näher!“ Fria zögerte noch. Vielleicht

wollte ihre häßliche Schwägerin sie jetzt töten? Aber sie klapperte vor Kälte mit den Zähnen, und so blieb sie. „Hier, stärke dich,“ sagte Egidilde wieder und schob ihr eine sonderbare Suppe hin. Fria dachte mißtrauisch, sie könnte vergiftet sein und wollte nicht essen. Es war aber, als wenn Egidilde ihre Gedanken erraten hätte, denn sie aß selbst erst etwas davon. Da griff Fria auch zu. Nun wies Egidilde auf ein Strohlager in der Ecke, es war ihr eigenes, und sagte: „Wenn du müde bist, Fria, dann ruhe dich aus und schlaf die Nacht bei mir.“

Fria sank todmüde auf das Lager und schlief gleich ein. Egidilde legte sich in der Nebenkammer auf eine harte Bank und sah lange zum Sternenhimmel auf, der sich über Island breitete. Dann faltete sie die Hände und schlummerte ein. So ruhig und sanft hatte sie noch nie geschlafen wie in der Nacht nach ihrer heiß ersehnten „Rache“.

Silbegard Apler.

## Schönster Herr Je'u.

Durch die Welt bin ich gegangen,  
und nach dem, was ewig schön,  
trägt mein Herz ein heiß Verlangen.  
Ueber Fluren, Täler, Höhn  
sah ich Schönheit ausgegossen,  
Fluß und See im Sonnenlicht,  
manche Blume hold erschlossen;  
doch das Schönste fand ich nicht!

Durch die Säte, durch die Hallen,  
wo die Kunst sich mir enthüllt,  
ging ich, und mit Wohlgefallen  
sah ich manches edle Bild.  
Und ich tauchte mit Entzücken  
in der Schönheit Fluten hell;  
doch mit sehnsuchtsvollen Blicken  
sucht' ich nach der Schönheit Quell!

Und ich traf im Weiterwandern  
auf Gefährten jung und alt,  
sah bald einen nach dem andern,  
schön von Antlitz und Gestalt.  
Hohe Schönheit sah ich strahlen  
aus manch liebem Angesicht,  
schöner als sie Pinjel malen;  
doch den Schönsten fand ich nicht!

Vorbild, Urbild alles Schönen,  
o enthüll' dich meinem Blick!  
Meine Sehnsucht mußt du krönen,  
die zum Ursprung strebt zurück.  
Schönheit, ewig, uranfänglich,  
die allein mein Herz erfüllt,  
Schönheit, bleibend, unvergänglich,  
zeige dich mir ohne Bild!

Und ich traf auf einen Hügel;  
dort im Glanz des Sonnenlichts  
sah ich ohne Bild und Spiegel,  
aufgedeckten Angesichts,  
sah am Kreuze hängen einen,  
ohne Schönheit und Gestalt;  
dennoch fand' ich schöner keinen,  
und es zog mich mit Gewalt,

Und ich kniete Ihm zu Füßen  
an dem Kreuzesstamme hin,  
um den Schönsten zu begrüßen,  
daß ich stets Sein eigen bin.  
Und um mich in großen Scharen  
Menschenkinder weit und breit,  
die, wie ich Sein eigen waren,  
Sein in alle Ewigkeit!

Ja, wir haben dich gefunden,  
und ins Antlitz dir geblickt,  
du mit deinem Blut und Wunden,  
unaussprechlich schön geschmückt.  
Wohl der Welt zum bittern Hohne,  
die es nimmermehr versteht,  
daß wir an dem Kreuzes-Throne  
soviel Schönheit sah'n erhöht.

(Prinzessin Leonore Reuß.)

## Kalenderbrief.

Mein lieber Willfried,

das Ziel der römischen Staatsmänner unter dem Kaiser Augustus war, in Deutschland bis zur Elbe vorzudringen und sie zur Grenze nach Osten zu machen. Hermann, ein Hauptmann der Cheruster, der einmal selbst in römischen Diensten gewesen war, war die treibende Kraft des Widerstandes gegen diesen Plan. An der Spitze der germanischen Stämme, schlug er den römischen Feldhern Varus vernichtend im Teutoburger Wald. Wie die Schlacht im einzelnen gewesen ist, ist bis heute noch nicht geklärt. Wir wissen nur, daß ein Teil der römischen Reiter sich zum Rhein durchschlagen konnte. Die Germanen nützten den Siegeszug nicht aus. Aber die Schlacht im Jahre 9 n. Chr. war ein Wendepunkt. Die Römer waren von nun an bescheiden und hielten den unteren Rhein als Grenze fest. Hermann, der Cheruster, hat etwas Draufgängerisches und Rücksichtsloses an sich gehabt. So ähnlich stelle ich mir den Feldmarschall Blücher vor, den Führer der schlesischen Armee in den Befreiungskriegen. Als 71-jähriger setzte der Alte sich in der Schlacht bei Waalstadt an der Ratzbach an die Spitze seiner Reiter und warf die feindlichen Scharen in die Hohlwege und in die brausende Ratzbach. 30 000 Mann muhten die Franzosen zurücklassen.

Johann Brenz war der Reformator Württembergs. Er war, wie Luther, Augustinermönch. Auf einer Versammlung der Augustiner (1518 in Heidelberg) empfing er einen starken persönlichen Eindruck von Luther. Dieser hat ihn hochgeschätzt: „Brenz ist meine höchste Freude und Krone in Christo, durch Gottes Hand in allem größer als ich.“ Brenz war ein Mann von staunenswerter Arbeitskraft. In seinem Testament dankt er Gott, daß er ihm in der Zeit das Leben geschenkt hat, wo das Licht des Evangeliums durch Luther wieder aufgegangen sei. Als Prediger verglich er sich mit einem Röhrenbrunnen, der sein Wasser spendet, ob viele oder wenige trinken.

Ein Prediger, der ohne Furcht das Wort unermüdetlich wie ein Brunnen gegeben hat, war Joh. Chrysostomus. Selbst der leichtgekränkten Kaiserin trat er deutlich und entschieden in der Predigt entgegen, wenn er glaubte, etwas rügen zu müssen. Er war lange Zeit Bischof in Konstantinopel. Die Predigten des Chrysostomus, die ihm später diesen, seinen Namen, der „Goldmund“ bedeutet, verschafft haben, sind uns durch Mitschreiben seiner Schüler erhalten. Er ist ein Mann von einer einzigartigen rednerischen Begabung gewesen, ein echter Volksredner.

Von den padenden Erzählungen, die Marie von Ebner-Eschenbach geschrieben hat, will ich hier nicht berichten, sondern nur einige ihrer kurzen Gedanken, die sie in scharf geschliffene Form gegossen hat, wiedergeben: „Menschen, die nach immer größerem Reichtum jagen, ohne sich jemals Zeit zu gönnen, ihn zu genießen, sind wie Hungerige, die immerfort kochen, sich aber nie zu Tische setzen.“ — „Sei deines Willens Herr und deines Gewissens Knecht.“ — „Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe als sie verdienen.“ — „Im Grunde ist jedes Unglück gerade so schwer, als man es nimmt.“ — „Was du bekräftest, hast du verloren.“ — „Was uns an der sichtbaren Schönheit entzückt, ist ewig nur das Unsichtbare.“

Die Basler Missionsgesellschaft ist die erste der neuen deutschen Missionsgesellschaften. Sie ist entstanden aus der im Jahre 1870 in Basel gegründeten deutschen Christentumsgesellschaft. Der Missionsantrieb war von England herübergekommen. Blumhardt, der große Gotteszeuge war der erste Inspektor dieser Mission. Am 26. August 1816 wurde die Missionsgesellschaft mit 7 jungen Württembergern eröffnet. Zur Unterstützung der Missionschule entstanden Hilfsvereine, die die Ausbildung einzelner Zöglinge übernahmen. So ist auch 1822 von Basel aus hier in Königsberg ein Hilfsverein gegründet worden. Das erste Missionsgebiet waren die deutschen und schweizerischen Kolonien an der Wolga. Dann i. J. 1827 kam ein leidensreicher Missionsversuch auf Liberia zustande, 1828 übernahm man die Arbeit an der Goldküste. Heute hat die Basler Mission auf 7 Missionsgebieten auf 300 Stationen 161 Missionskräfte arbeiten. In treuem Meinen Dein Gottfried.

## Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Neuh. lde.

9,30 Uhr Gottesdienst. (Kirchenvisitation durch Herrn Superintendenten Dr. Schack-Elbing.) Kindergottesdienst fällt aus. Am nächsten Sonntag findet nach dem Gottesdienst die Beichte und Feier des heiligen Abendmahls statt.

Getauft 1 Knabe.

Getraut: Arbeiter Paul Emil Görzen aus Wolfsdorf mit Regina, Marie Korinth, ohne Beruf, aus Hakenndorf; Arbeiter Paul Friedrich Schidlowski aus Hoppenau mit dem Dienstmädchen Minna Reich aus Zichthorst.

Gestorben: 1. 9. Arbeiterfrau Auguste Dörksen geb. Zernechel in Friedrichsberg, 37 Jahre alt, beerdigt: 5. 9. — Röm. 7, 24. —

### Pomehrndorf.

**Besitzrecht am Organisten- und Schulgrundstück in Pomehrndorf.** Das gerichtliche Erkenntnis vom 13. v. M. ist nun an den Gemeindefkirchenrat gelangt und hat folgenden Wortlaut:

Im Namen des Volkes!

In Sachen der evangelischen Kirchengemeinde Pomehrndorf, vertreten durch den Gemeindefkirchenrat, Klägerin, Prozeßbevollmächtigter: Rechtsanwalt Dr. Kuhn in Elbing, gegen die Landgemeinde Pomehrndorf, vertreten durch die Gemeindevertretung, Beklagte, Prozeßbevollmächtigter: Rechtsanwalt Schulz in Elbing, hat die 1. Zivilkammer des Landgerichts in Elbing auf die mündliche Verhandlung vom 13. Juli 1923 unter Mitwirkung des Landgerichtsrats Deutschhorn und der Gerichtsassessoren Gresbrand und Dr. Hagermann für Recht erkannt:

Die Beklagte (Landgem. P.) wird verurteilt, darin zu willigen, daß von dem Grundstück Pomehrndorf Band III Nr. 73 die Parzellen 437/46 und 438/46 abgeschrieben werden und daß in dem für diese Parzellen zu bildenden Grundbuchblatt die Klägerin (Kirchengem. P.) als Eigentümerin eingetragen wird.

Die Kosten des Rechtsstreits trägt die Beklagte (Landgem. P.).

### Tatbestand

wird als bekannt nicht mitgeteilt.

### Entscheidungsgründe.

Die Klage ist begründet:

Durch die am 31. Dezember 1914 erfolgte Eintragung der Beklagten (Landgem. P.) in das Grundbuch als Eigentümerin der hier strittigen Parzellen hat sie Eigentum ohne weiteres nicht erworben. Hierdurch wird vielmehr lediglich eine Vermutung für ihr Eigentum begründet. Diese Vermutung hat die Klägerin (Kircheng. P.) widerlegt und ihr Eigentum nachgewiesen.

Daß der Bescheinigung des Amtsvorstehers Dobrid v. 7. Dez. 1914, auf Grund deren die Eintragung der Beklagten als Eigentümerin in das Grundbuch erfolgt ist, keine besondere Beweiskraft beigemessen werden kann, ergibt sich ohne weiteres daraus, daß er am 6. Juli 1914 auch eine Bescheinigung ausgestellt hat, wonach die Parzelle 438/46 vor dem 1. Januar 1900 im vierundvierzigjährigen ungestörten Eigenbesitz der Klägerin gewesen ist.

Auch durch die Separation im Jahre 1848 hat die Beklagte (Landgem. P.) kein Eigentum an den hier fraglichen Parzellen erworben. Die Beklagte hat nicht nachgewiesen, daß die von ihr in dem Rezeß bezeichneten Grundstücke und die hier fraglichen Parzellen identisch (d. h. gleichbedeutend) sind. Aber auch selbst, wenn man dieses unterstellen will, kann hieraus kein Eigentum für die Beklagte hergeleitet werden. Es kommt nicht darauf an — wie die Beklagte meint — durch welche Person die hier fraglichen Parzellen in den Separationsverfahren vertreten sind; es ist vielmehr feststehendes Recht, daß die Abfindungstücke in dasjenige Eigentumsverhältnis treten, in welchem sich die eingeworfenen Grundstücke befunden haben. Ob der Eigentümer dieser Grundstücke in dem Verfahren richtig vertreten war oder nicht, ist unerheblich. Es kommt also nicht darauf an, ob der Pfarver zum Schulvorstande gehört hat und gleich-

zeitig neben den Rechten der Barre auch die Rechte der Schule in dem Separationsverfahren vertreten hat. Die Klägerin hat den Nachweis erbracht, daß vor dem Rezeß die hier fraglichen Parzellen in ihrem Eigentum gestanden haben.

Wie sich aus den Entscheidungen des Kreis Ausschusses in Elbing vom 17. Juli 1882 und des Bezirksverwaltungsgerichts zu Danzig v. 23. 2. 1883 und den Acta Consistorialia ergibt, diente das Organistengehöft, d. h. die hier fraglichen Parzellen, ursprünglich nur als Organistenwohnung, also rein kirchlichen Zwecken. Die hier fraglichen Parzellen standen damals im Eigentum der Klägerin (Kirchengem. P.); denn diese besaß auf Grund des Allg. Landrechts lediglich Rechtspersönlichkeit. Die Schule dagegen hat erst Rechtspersönlichkeit auf Grund der Schulordnung v. 11. 12. 1845 erworben. Sie konnte mithin bis zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht Trägerin von Rechten sein. Daß die Schule schon vorher nach gemeinrechtlichen Grundsätzen eine Anstalt mit juristischer Persönlichkeit gewesen ist, dafür hat die Beklagte nichts vorgetragen.

Daß eine freiwillige Abtretung des Eigentumsrechts an den hier fraglichen Parzellen von der Klägerin an die Beklagte erfolgt ist, ist nicht erwiesen und auch nicht wahrscheinlich. Diese Abtretung hätte eines Abtretungsaktes und der Genehmigung der vorgesetzten Kirchenbehörde bedurft. Beides ist nach dem Vortrag beider Parteien nicht erfolgt. Daß die Kgl. Regierung in Danzig den Rezeß später genehmigt hat, ist hier bedeutungslos. Aber auch sonst ist nach dem Vortrag beider Parteien eine Abtretung des Eigentumsrechts nicht erfolgt.

Die Beklagte (Landgem. P.) hat aber auch nicht etwa die hier fraglichen Parzellen durch Erziehung erworben. Dies ergibt sich ohne weiteres aus den Entscheidungen des Kreis Ausschusses in Elbing v. 17. 7. 1882, des Bezirksverwaltungsgerichts zu Danzig v. 23. 2. 1883 in Sachen der Gemeinden Gr. Stoboy und Wolfsdorf-Höhe gegen die Kirchengemeinde Pomehrendorf und den Akten der Kgl. Preuß. Regierung zu Danzig, betreffend die Schulbau-Angelegenheiten von Pomehrendorf, in denen sich die Beklagte selbst nicht einmal darauf beruft, daß sie Eigentümerin der Organisten- und Küsterschule ist. Da somit die hier fraglichen Parzellen ursprünglich im Eigentum der Klägerin gestanden haben und die Klägerin auch nachgewiesen hat daß die Beklagte in späteren Jahren das Eigentum hieran nicht erworben hat, stehen die hier fraglichen Parzellen auch heute noch im Eigentum der Klägerin. Wenn die Beklagte als Eigentümer von dieser Parzelle im Grundbuch eingetragen ist, so ist das Grundbuch unrichtig und die Beklagte verpflichtet, darin zu willigen, daß das Grundbuch berichtigt wird.

Es war demgemäß, wie gesehen, zu erkennen.

Ann. d. Schriftleiter.: Diese Gerichtsentscheidung ist für alle Gemeinden, in denen das Besitzrecht am Organisten- und Schulhause nicht geklärt ist, sehr wichtig. Man wolle diese Nummer des Gemeindeblattes sorgfältig aufbewahren.

### Pr. Mark.

Gekauft wurde am 17. August Hans Otto Grutschus, Sohn des Bürogehilfen Otto Grutschus aus Gildenhoden (Notkaufe, vollzogen durch Hedamminschwester Enß).

Aus diesem Erdenleben abgerufen wurde am 27. August im Alter von 83 Jahren und 5 Monaten der Altjäger Heinrich Gehrke aus Serpin. Mit ihm geht wieder ein alter Mitkämpfer des Krieges 1870/71 aus den Reihen dieser Veteranen fort. In Böhmischtal geboren, hat der Entschlafene die größte Zeit seines Lebens in Serpin zugebracht, ist also Zeit seines Lebens ein Kind unserer Kirchengemeinde gewesen und geblieben. Am 31. August wurde er zur letzten irdischen Ruhe auf unserm Friedhof gebettet. Er ruhe in Frieden, und das ewige Licht leuchte ihm.

Am Sonntag, den 9. September um 10 Uhr vormittag Kindergottesdienst, nachmittag 2 Uhr Versammlung des Ev. Jungmädchenvereins.

Vor etwa zwei Wochen stand in der Elbinger Zeitung im Bericht über die Tagung des Vaterländischen Frauen-

vereins Elbing-Land zu lesen, daß der Kreis Einrichtungen von Schwesternstationen in einigen Ortschaften unseres Kreises beabsichtige, darunter war auch Pr. Mark genannt. Diese Nachricht ist insofern nicht ganz zutreffend, als die Einrichtung einer Schwesternstation in Pr. Mark nicht vom Kreis, sondern von unserer Kirchengemeinde vorgenommen werden wird. Der Kreis wird voraussichtlich, da ihm an einer möglichst weitgehenden Wohlfahrts- und Gesundheitspflege der Kreiseingesessenen gelegen ist, eine größere, jährliche Beihilfe zu der wieder einzurichtenden Schwesternstation geben, aber Trägerin der Schwesternstation in Pr. Mark wird unsere Kirchengemeinde sein. Die Angelegenheit ist insofern noch nicht spruchreif, da zur Zeit keine Schwesternwohnung zur Verfügung steht. Doch ist begründete Aussicht vorhanden, daß voraussichtlich im Frühjahr des nächsten Jahres eine Wohnung für die Schwester im Pfarrinstitus frei wird. Herr Organist i. R. Glashagen, der von der Führung der hiesigen Postagentur zurückzutreten gedenkt, hat sich um eine Wohnung in einem Elbinger Neubau erworben und beabsichtigt also nach Elbing zu ziehen. In diesem Falle stände der Kirchengemeinde dann eine Schwesternwohnung zur Verfügung.

Wie der Evangelisch-kirchliche Hilfsverein mitteilt, wird im Monat September durch einen Kollektanten eine Hauskollekte für die gute kirchliche Arbeit dieses Vereins in unserer Gegend eingesammelt werden. Wo der Sammler des Evangelisch-kirchlichen Hilfsvereins an die Türe klopft, da möge ihm jeder nach bestem Vermögen eine Gabe geben!

### Schluszworte zu dem Bericht über die kirchlichen Instandsetzungsarbeiten dieses Jahres:

Im vorigen Jahre war der schadhaft gewordene Stiegenaufgang an dem Haupteingangstor zum Friedhof aufgenommen worden. Die kirchliche Gemeindevertretung hatte damals beschlossen, daß der Aufgang in derselben Art, wie der vorige war, neu hergestellt werden sollte. Da es aber zunächst so aussah, als ob es auch ohne einen besonderen Aufgang ginge, so ließ der Gemeindefkirchenrat den Aufgang vorläufig ohne Bohlenbelag. Es hat sich jedoch herausgestellt, daß ein neuer Bohlenbelag mit Stiegen nötig ist, weil das herunterfließende Regenwasser den Aufgang immer wieder auspült, was unordentlich und schlecht aussieht. So wird denn in diesem Jahr im Anschluß an die Arbeiten in der Kirche auch der Stiegenaufgang wieder neu hergestellt.

Da wir heute einmal über alle Renovierungsarbeiten dieses Jahres sprechen, so sei auch noch erwähnt, daß gemäß Beschluß der kirchlichen Gemeindevertretung das Stück der Kirchhofsmauer, welches an der Chaussee gegenüber dem Gasthaus liegt, in Ordnung gebracht wird. Es waren da bereits große Stücke mürbe gewordener Mauerstücke herausgefallen, und so sah die ganze Mauer häßlich und unwürdig aus. Die Wiederherstellung dieser Mauer ist Herrn Grönke aus Plothen übertragen worden. Nachdem so die Vorderfront unserer Kirchhofsmauer in Ordnung gebracht worden ist, wird die Gemeinde in den nächsten Jahren daran gehen, die übrige Kirchhofsmauer, welche nach Norden und Osten gelegen ist und zum Teil stark verfallen ist, wiederherzustellen, in der Weise, daß jedes Jahr ein Stück der Mauer neu aufgemauert wird.

Wenn alle diese Instandsetzungsarbeiten auch viel Geld kosten, so können wir uns doch von Herzen freuen, daß wir auf diese Weise alle miteinander durch Geldgeben, Führen stellen, Riesen- und Sandliefern und manches andere dazu mithelfen, daß unser kirchliche Besitz in Ordnung gehalten und in gutem Zustand einst unsern Nachkommen übergeben wird. Doch wollen wir über dem allen nicht vergessen, daß eine Kirchengemeinde nicht nur äußerlich ihren Besitz in Stand halten und verbessern soll, sondern daß der schönste Schmuck einer Kirchengemeinde das treue und gehorsame Festhalten am Evangelium und das Binden der einzelnen Herzen an den heiligen Gott und seinen Heiland ist. So fest das Bindematerial ist, das die Maurer in diesen Wochen für ihre Arbeiten an unserm kirchlichen Besitz verwenden, so fest möge unser aller Treue zu unserm Gott sein. Das ist die große Predigt, welche uns die kirchlichen Instandsetzungsarbeiten dieses Jahres halten.